

Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt
Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich
Band: - (1996)

Artikel: "Man hat gut reden von der Architektur ..." : Julius Posener und die Entwicklung des Erinnerns
Autor: Conrads, Ulrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072792>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Man hat gut reden von der Architektur.“ Würde dieser Satz so dastehen, allein zwischen anderen, so wäre er das, was ich eine ‚offene‘ Aussage nenne. Was besagt sie schon? Je nachdem kann man anders betonen. Das aber war Julius Poseners Sache nicht. Nie ließ er eine Aussage – wie man so sagt: – „im Raum“ stehen. Stets nahm er uns die Freiheit, ihn *nicht* zu verstehen. Oder, ins Positive gewendet: Er wußte an jeder Stelle seiner Aufsätze und Reden deutlich zu machen, wo er selbst stand, welcher Meinung er war, wohin sein Urteil ging. Er war ein Meister der ‚geschlossenen‘, der eindeutigen Sätze. Der fest gegründeten Aussagen. Dazu befähigte ihn nicht zuletzt seine Sprache. Wie oft haben wir sie bewundert. Wie oft haben wir uns auch gegen sie gewehrt. Weil sie in ihrer Einfachheit und Festigkeit so über die Maßen suggestiv war. Sie verleitete uns dazu, an die Richtigkeit dessen zu *glauben*, was er uns mitteilte als seine Auffassung der Dinge und Vorgänge. Dabei war er weit davon entfernt, Proselyten zu machen. Daß man sich ihm so öffnete, hatte noch einen zweiten Grund. Wenn irgend jemandem, dann war ihm sozusagen in die Wiege gespußt, also von Anfang an in einem wahrhaftig beneidenswerten Maße eigen, was Goethe „anschauende Urteilskraft“ genannt hat.

Kurz, das Posener-Zitat, das ich gewählt habe, ist so unvollständig, wie nur etwas unvollständig sein kann, seines Sinnes beraubt. Denn der Satz, den Posener vor die von uns gemeinsam veranstaltete Publikation seiner Aufsätze und Vorträge 1931 bis 1980 gesetzt hat – mit vielen anderen Sätzen zusammen – lautet: „Man hat gut reden von der Architektur *als einem Abbild der Gesellschaft*.“ Das erst ist Posener, ist präzise Aussage, unmißverständliche Meinung. Unmißverständlich fürwahr, denn Posener fährt fort: „Aber wie sieht die Gesellschaft aus, in der wir gegenwärtig leben? Wie kann sie, die im Begriffe ist, jede Form zu verlieren, sich in ihren Gebäuden und in ihren Städten abbilden?“

* Vortrag in der Gedenkstunde für Julius Posener, verstorben im 91. Lebensjahr am 29. Januar 1996 in Berlin. Eingeladen hatten zu der Gedenkstunde im Saal der Berliner Akademie der Künste am 10. März der Deutsche Werkbund Berlin, der Bund Deutscher Architekten Berlin und die Berliner Architektenkammer. Ulrich Conrads sollte auf Wunsch der einladenden Institutionen nicht über Julius Posener, sein Leben und sein Wirken, sprechen, sondern im Sinne des Verstorbenen etwas zur aktuellen Situation des Bauens sagen.

Posener weiter: „Schon Bruno Taut hatte in der ‚Stadtkrone‘ gesagt, daß die greuliche Mietskasernenstadt seiner Zeit ein adäquates Abbild der Gesellschaft sei, in der er lebte. Er hoffte auf eine andere Gesellschaft. Diese Hoffnung findet man auch in meinen Schriften.“ Punkt. Wer da nachliest, stellt fest: Diese Lektionen sind allesamt nicht von gestern. Obwohl sie sich in der Regel mit den Gesellschaften von gestern beschäftigen. (Bei diesem langen Leben muß man die Mehrzahl setzen.) Doch wir werden schnell belehrt, daß es vor dem Ersten Weltkrieg wie in den zwanziger Jahren wie auch in der Nazi-Zeit und schließlich in den Jahrzehnten nach 1945, in all diesen doch erheblich unterschiedlich strukturierten Gesellschaften, ein allen gemeinsames Defizit gab. Nennen wir das hier gemeinte Phänomen ruhig so; das Phänomen nämlich, daß es in diesem Jahrhundert, also fast hundert Jahre lang, zwischen denen, die wir Bauherren nennen, und denen, die in den von diesen errichteten Bauten wohnen, keine Beziehung gibt, die sich von der banalen Beziehung zwischen Produzent und Konsument unterscheidet. Hier die Verwerter von Grund und Boden, sprich, das Kapital; dort die Bewohner, die die Rendite zu erbringen haben. Man muß kein Marxist sein, um in dieser kalten Beziehung, die eigentlich eine Nicht-Beziehung, eine tiefe Entfremdung zwischen Geldwerten und Lebenswerten ist, den Grund nicht allein für die Stiefkindschaft städtischen Wohnens, sondern auch für den Niedergang des Städtischen überhaupt zu sehen. Gegen die partikularen Interessen der Verwerter vermag die „Weisheit des Volkes“ – Brechts erste und letzte Instanz beim Bau von Städten – nichts auszurichten. Und auf eben diese Instanz hätte sich Städtebau auch heute noch zu berufen. Hier ist die Verantwortung angesiedelt. Von ihr ist zu reden, wer Poseners Wirken bedenkt.

Ein Weg auf einer von Steinen übersäten, karstigen Hochfläche. Ein Saumpfad. So krumm wie ein Eselsweg – laut Le Corbusier – zu sein hat; denn der Weg des Menschen sei der gerade Weg; wie das rektanguläre Straßennetz seiner Planungen zeige. Auch als bloß rhetorisches Aperçu genommen, unterlief ihm da ein böser Denk-Irrtum. Wir bleiben gelassen auf dem Eselsweg – bis an den Rand einer achtzig, vielleicht auch neunzig Meter tiefen und etwa ebenso breiten Schlucht. Hier nun wird aus dem Saumpfad plötzlich eine sorgfältig gepflasterte Steige, die an der Schluchtwandung in strengem Zickzack in die Tiefe führt,

mal in längere, mal in kürzere Abschnitte gebrochen, dann und wann ein paar Stufen, und in genau der Breite, die ein Tragtier mit Körben oder Säcken beiderseits des Sattels beansprucht. Diese schmale Straße führt, nach Unterbrechung durch den Kies des meist trockenen Flußbetts, an der gegenüberliegenden Wand der Schlucht in genau der gleichen Weise wieder hinauf. Die Pflasterung besteht in der Mitte aus hochkant gestellten, sorgfältig ausgewählten und eingepaßten Feldsteinen. Gesäumt wird sie auf beiden Seiten von erheblich dickeren Brocken, die, obschon unbehauen, eine fast regelhaft glatte rechteckige Gestalt aufweisen. Man denkt an das alte Rom und die Straßen seines Reiches. Ich gebe aber dem Eselsweg durch die Schlucht gerade mal zwei Jahrhunderte.

Und nun sehen wir einen Treiber mit zwei Maultieren vor sich die scharfen Serpentinien hinabsteigen. Der Mann hält mit einem Mal an; die schwer beladenen Tiere gehen vorsichtigen Schritts weiter. Was ist? Der Mann bückt sich nach zwei schweren Steinen, die da lose am Wegrand liegen. Ein Wolkenbruch oder auch nur haltsuchende Hufe haben sie aus der Pflasterung gebrochen. Der Eseltreiber packt sie mit großer Sorgfalt wieder an ihren Platz zurück, paßt sie wieder ein, stampft sie fest. Er weiß: Ohne sein Zufassen würde in zwei weiteren Winterwochen ein Teil des Wegs in die Schlucht gespült sein.

Eine andere Szene: Oberes Rhin-Luch im Brandenburgischen, nördlich der Linie Kremmen-Fehrbellin, ganz in unserer Nähe also. Es ist Oktober. Auf einigen abgeernteten Maisfeldern lautes, heiseres Geschrei von hundert und aber hundert von Kranichen. Vielleicht sind es an die tausend von den Zwanzig- bis Dreißigtausend, die auf ihrem Herbstzug von ihren Sammelpätzen in Schweden, Finnland, dem Baltikum in einer zweihundert Kilometer breiten Schneise über uns hinweg, an Straßburg und Biarritz vorbei ins südliche Portugal, in die Estremadura, oder auch ins südliche Spanien und nach Marokko ziehen. Sie alle kennen ihre strengen und sich zugleich fließend verändernden Flugformationen in Form einer spiegelverkehrten „1“, zu denen sich die Vögel, Flügelspannweite fast anderthalb Meter, abends von ihren Rastplätzen erheben, um sie zu wechseln oder weiterzuziehen unter unseren blaugrauen Herbsthimmeln. Der junge Bauer, der die Felder bewirtschaftet, auf denen die Vögel auf ihrem Südwest-Zug rasten, hat darauf verzichtet, die abgeernteten Flächen sofort umzupflügen und die Wintersaat einzubringen. Er wird so Wochen in Verzug

kommen, die kein Frühjahrswachstum einholen kann. Er sagt: Ich muß den Kranichen den ausgestreuten Mais, das nicht von der Mähmaschine erfaßte Getreide lassen. Sie brauchen Kräfte für den Weiterflug. Sonst kommen sie nicht mehr hierher. Ich könnte ihnen auch die neue Einsaat lassen; dann müßte ich, um den Schwund durch die Vögel auszugleichen, zwanzig Prozent mehr Saatgut kaufen; vielleicht nächstes Jahr. Hauptsache, die Kraniche kommen. Sie gehören, wenn auch nur für die kurze Zeit, hierher, zu uns.

Während er das sagt, knallen, elektronisch gesteuert, auf den Feldern des benachbarten Gehöfts in unregelmäßigen Abständen Schußanlagen. Sie halten alle Wildvögel fern. Der ökonomische Vorteil und Vorsprung ist hier gesichert.

Zwei Menschen handeln solidarisch. Beide tun das ohne ideologisches Gebetbuch und schon gar nicht unter sozialer Kontrolle. Der eine weiß, daß in seiner rauen Landschaft der Weg aller auch sein Weg ist. Der andere ahnt, daß der Vogelzug sich europäischen Himmeln einschreibt in einem mythischen Kontinuum, das mit der Kultur der Bewohner der überflogenen Landstriche ebenso viel, wenn nicht mehr zu tun hat als mit biologischen Fakten.

Doch wer hält sich heute noch bei der *Verantwortung für ein Ganzes* auf, da wir doch allüberall im Kleinen – oder dann gleich auch im maßstablosen Über-Großen – so eifrig wie erfolgreich tätig sind? *Solidarität* – man mag die so verschlissene wie mißbrauchte Vokabel nicht mehr hören. Ist ihr Inhalt deshalb auf immer verloren?

Es ist fünfzehn Jahre, anderthalb Jahrzehnte, her, daß sich Julius Posener anlässlich des Neudrucks seiner Vorträge und Aufsätze zweifelnd fragte, ob er recht daran getan habe, Architektur zum zentralen Thema seiner Arbeit, ja, seines Lebens zu machen. Gerade darum aber habe er jene Aufsätze nicht unterdrückt, die im engeren Sinne politische sind; und auch jene nicht – Posener wörtlich –, „in denen der Zweifel schon anklingt“ – bitte sehr: 1980! –, „ob Bauen und Wohnen für uns, besonders für die Jungen unter uns, überhaupt noch das bedeuten, was sie uns und mehr noch unseren Vätern bedeutet haben.“ Wobei – fast überflüssig zu erwähnen, weil durch zahlreiche Äußerungen zu belegen – Bauen und Wohnen für Julius Posener ebenso auf solidarischem Handeln gründet wie die Erhaltung, Rettung, Kontinuität von Eselsweg und Vogelzug.

Man kann natürlich fragen, was solcher Vergleich oder gar solche Gleichsetzung soll angesichts der heutigen Situation

in den Dörfern wie den Städten. Man kann mit einem gewissen Recht vom einen als von einer längst obsoleten Handlungsweise sprechen. Und die andere Sorge, die für den Vogelzug, läßt sich so leicht wie bedenkenlos der Sentimentalität vergleichen, mit der Ökofreaks die Erhaltung von Ruderal-Vegetation auf innerstädtischen Industriebrachen anmahnen. Da ist immer leicht spotten.

Doch gemacht! Es hat Marx und Engels sehr gefuchst, daß es ausgerechnet rigide protestantische Sekten waren, denen es gelang, als kommunistische Gemeinschaften in Nordamerika eigene Stadtwesen zu schaffen und so zu beleben und zu verwalten, daß diese Städte geradezu explosiv prosperierten. Wo doch Religion Opium fürs Volk sei! Da gab es die Städtchen der Shaker, schöne, regelmäßig angelegte Siedlungen, wie wir wissen; Siedlungen von heiterer Schönheit, in denen Ordnungssinn, Sauberkeit und Wohlstand zuhause sind. Oder die Siedlungen der Rappisten, initiiert von dem württembergischen Prediger Rapp, der 1804 mit hundert Familien eine Kolonie in Pennsylvanien gründete. Schon nach sechs Jahren war diese erste Niederlassung so gut ausgestattet und vermögend, daß ihre frommen Gründer, um nicht selbstgerecht und pflichtvergessen sich am erworbenen Reichtum zu delectieren, 1815 die gesamte Siedlung verkauften, nach Indiana weiterzogen und aufs neue in der Wildnis eine Stadt bauten, „Harmony“ benannt. Diese Stadt verkauften sie wiederum zehn Jahre später für 200.000 Dollar an Robert Owen – der dort sein sozialistisches Utopia unter dem Namen „New Harmony“ gründete; das aber, eher einer Ansammlung von Fellow-Travelern als einer Reform-Gemeinschaft gleichend, alsbald – so Posener – zum „Diskutierklub“ wurde und rasch pleite ging. Während die Rappisten mittlerweile eine dritte neue Stadt gegründet hatten, diesmal in Ohio. Sie hat nun den Namen „Economy“. Die Sparsamkeit der Gemeinschaft gibt den Stadtnamen ab. Und wir können heute sagen, diese Gleichsetzung sei höchst aktuell. Und nicht zu vergessen – inmitten der uns aus Taiwan und Hongkong zugespülten Flut von Tinnel –: Die als religiöse Pflicht erachtete Verantwortung für Welt in weitestem Sinn gebietet Sparsamkeit mit den Existenzmitteln wie den Materialien. Diese Haltung bringt – insbesondere bei den Shakern – jene Geräte und Einrichtungsgegenstände hervor, bei denen sich Materialökonomie, auf den Punkt gebrachte Funktionalität und eine geradezu körperlich sich mitteilende Wohn-Brauchbarkeit zu einer seither nicht mehr erreichten Gestaltqualität

bündeln. Sie geht weit über den bloßen Gebrauchswert hinaus. Nur eine tief empfundene Verantwortung kann Dinge dahin bringen. Oder soll ich sagen: Liebe?

Wer so etwas behauptet, scheint sich heute fast selbst zu entmündigen. Das Zeitalter der Aufklärung, in dem ja noch ein Begriff wie der der Brüderlichkeit enthalten war, ist längst vom Zeitalter eines einäugigen Vernunftoptimismus abgelöst worden. Dieser Vernunftoptimismus hinderte und hindert uns bis heute, die psychologische Vielschichtigkeit der in Krisenzeiten immer wieder aufs neue beschworenen Sozialen Solidarität zu erkennen. Gemeinsinn ist ein außerordentlich komplexes Phänomen. Und solange der Glaube vorherrscht, es müsse einer nur genug *in sich* gehen, um einen Willen zu solidarischem Handeln zu entwickeln, wird man bestenfalls bloße Wohltätigkeit ernten. Wie andererseits die Zwangsvorführung von Gemeinsinn mit Notwendigkeit – wir haben Erfahrung darin – zum Psychoterror und als dessen Folge zu virulenten Massenpsychosen führt. Es sind eben nicht die rationalen Gründe, nicht die Gebote der Vernunft, die ein Stadtgespräch über die Zukunft der Orte in der Stadt provozieren. *Es sind die Visionen.*

Visionen: wörtlich begriffen als konkrete, von allen nachvollziehbare und nach Maß und Zahl verifizierbare Vorstellungen. Vorstellungen, die sich nun wirklich nicht in Metropolen-Gehabe und Vorzeige-Architektur erschöpfen können. Vorstellungen, die – Posener ist nicht müde geworden, darauf hinzuweisen – den Stadtbürgern einen Anhalt, einen Vergleich, ein Augenmerk gönnen und ihm damit das Verstehen neuer Situationen, das Mitgehen auf ungewohnten Wegen erst ermöglichen.

Es sind die *Lebensvisionen* in all ihren Facetten und Spielarten, die zu Herzen gehen. Es sind die in diesen Visionen aufscheinenden Ziele, die zu sozialem Handeln anstiften und denen sich die individuellen Bedürfnisse und Wünsche zu- und einordnen. Wenn nur die Projektion kräftig und hell genug ist. Leuchtend. Ohne die Ansprache der Sinne geht es nicht. Abstrakta bringen sowenig ein Stadtgespräch zustande wie ein Flächennutzungsplan.

Damit ist der Bogen zurückgeschlagen zu Poseners banger Frage, die doch wohl auch unsere ist: Wie, zu welchem Ziel kann sich die heutige Gesellschaft in ihren Städten und Bauten abbilden? Julius Posener hat darauf wenigstens eine ausschließende Antwort gehabt, vor zwanzig Jahren. „Letztenendes“, sagte er, „kann nur eine Gesellschaft sich

in ihrem Bauen darstellen, welche andere Ziele verfolgt als das: zu verkaufen und zu verbrauchen. Sagen wir es lieber etwas anders: Nur eine Gesellschaft, die andere Ziele verfolgt als diese, kann sich ihr gesellschaftliches Leben in ihrem Bauen darstellen ...“ Und Posener beschwört mit Semper und Taut die nie endende Aufgabe der *Utopie* und läßt Theodor Herzl ausrufen: „Wenn ihr wollt, wird es kein Märchen sein.“

Was denn wollen wir? Wir? Können wir überhaupt noch so fragen. Schwerlich. Es wurde ja schon gesagt: Zwischen den Kapitalverwertern und der Mehrzahl der Stadtbewohner, welchen Tätigkeiten auch immer sie nachgehen, gibt es seit Goethes Zeiten, seit weder Land noch Stadt weiterhin nach Hausväterart regiert und betreut werden konnten, keinerlei Beziehung, also auch keinerlei Gemeinsamkeit. Das haben wir längst lernen müssen; so gut wie wir begreifen mußten, daß wir uns eben längst nicht mehr jener „vorhersehenden Fürsorge“ erfreuen können, die, ungeachtet der Zumutungen, eine der Segnungen des Feudalismus war. Zeit, hier nun endlich zu fragen, was heute sein soll. Zeit zu fragen, wessen es heute bedarf, damit ein übergreifendes Ziel, eine *Vision* ins Auge gefaßt werden kann; zu einem Zeitpunkt, an dem uns in beiden Deutschlands das Debakel einer ruinös praktizierten Gemeinwirtschaft im Rücken sitzt.

Eine erste Antwort gab ich schon: Es bedarf einer radikalen Rückbesinnung auf das, was ‚intellektuelle Aufrichtigkeit‘ heißt.

Drei Hinweise: Die Mehrzahl der in Berlin kursierenden Gutachten ist zu Bestell-Achten degeneriert, die sich selbst weiterempfehlen; je bestellter, desto teurer. In der Friedrichstraße, um den Gendarmenmarkt oder um den Pariser Platz ist nicht, wie doch zäh behauptet, die vielzitierte und hoch gelobte ‚Berliner Traufhöhe‘ eingehalten. Baugenehmigungen werden vorsätzlich mit Versprechungen erkaufte, die, kommen die verschwiegene Absichten an den Tag, nicht oder nur ausnahmsweise justiziabel sind, so kürzlich passiert am Zoo, so kürzlich passiert am aufgelassenen Checkpoint Charly. Genug.

Weiter: Es bedarf des Mutes. Zum Beispiel des Mutes, Planungs- und Bauwettbewerbe, wie spektakulär und teuer sie auch sein mögen, als fehlgeschlagen zu bezeichnen, wenn sie kein preisenswürdiges Ergebnis erbracht haben. Es bedarf ebenso des Mutes, eine Fehlinvestition einzugestehen oder eine Fehlplanung abzubrechen, was immer sie bislang

gekostet haben mögen. Aus Fehlhandlungen kommt nie Gewinn, es sei denn, es walte darüber die Gnade des Fehlers, der nicht gemacht sein wollte. Es müßte danach der Wettbewerb ‚Historische Mitte‘ als übereilt und verfrüht gecancelt werden; und ebenso der Wettbewerb ‚Kanzleramt‘, doch der nicht darum, weil er eine neuerliche Blähsucht des derzeitigen Hausherrn auslöste. Wird der Nachfolger von gleicher Herrenreiterstatur sein?

Es bedarf – ich gehe weiter – eines wohlüberlegten Umgangs mit Maßstäben und nachhaltig wirksamen Rahmen, bezogen auf bestimmte bebaute oder unbebaute Orte. Stadt wie Landschaft sind vor Beliebigkeit zu bewahren. Sie sind ja immer randvoll von Geschichte, die alles andere als beliebig ist und uns oft – denken wir zum Beispiel an die Relikte und Verwüstungen des Ersten Industriezeitalters – vor harte Probleme stellt. Deshalb aber muß Geschichte nicht monumentalisiert werden wie mit der Ausschreibung eines nationalen Holocaust-Mahnmals. Die Unberührbarkeit eines so unabänderlich vergifteten Bodens wie dem des ehemaligen Gestapo-Geländes hinterm abgeräumten Prinz-Albrecht-Palais spricht für sich, wenn nahebei die Dokumente bereitliegen.

In diesem Zusammenhang kann ich mir, der ich hier Gedanken eines Freundes und einzigartigen Lehrers aufgreife, der Jude war, eine Anmerkung nicht verbieten: Was soll uns ein Denkmal des Völkermords, wenn seine fürchterlichen Orte, die Konzentrationslager, hergerichtet als Mahnstätten, montags – wie das Deutsche Historische Museum und die meisten anderen Museen – geschlossen sind? Wurde an den Montagen nicht liquidiert? So fragten neulich Besucher aus Holland an einem Montag vorm Frauen-KZ Ravensbrück.

Ich komme zurück auf die Notwendigkeit, Maßstäbe und Planungsrahmen aus dem jeweiligen Ort zu entwickeln. Es ist wahrhaftig absurd, einen Maßstabsfehler, wie er jetzt am Bahnhof Zoo fixiert werden soll, mit der Bezeichnung „Fenster“ zu verharmlosen. Schönrednerei hat noch nie einer unstatthaften Baumasse ‚Bedeutung‘ verleihen können. Es gibt Großes, große Bauten, Bau-Größen, die mit Architektur nichts mehr tun haben. Die Monstrebauten der Pariser Défense sind ins Unmäßige vergrößerte stereometrische Körper. Und was ist das – wenn auch mit Geschick – aus der Maßordnung der Quartiers Beaubourg/Marais herausfallende Centre Pompidou anderes als ein Regal aus Gerber-Trägern mit vorgesetzter Transportmaschinerie –

spricht ein ‚Apparat‘, dem Posener unterschwellig stets Verachtung entgegenbrachte, sobald er sich als Architektur gerierte.

Doch wir müssen so weit nicht sehen. Wir selbst haben ja hier nahebei eine prominente kaiserlich-protestantisch-volkseigene Maßstabsbruch-Reihe: Reichstag – Raschdorff-Dom – Republik-Palast; und die im besten Schinkel-Berlin. Und neue „Größen“ stehen uns in die Stadt, von denen ich nicht überzeugt bin, ob sie an ihren Orten taugen. Bei Ex-Bolle an der Spree haben wir schon ein eklatantes Negativ. Eine vierte Tugend – ich wähle diesen Begriff nicht ohne Grund – heißt: Stehvermögen. Nicht zu verwechseln, wahrhaftig nicht, mit Starrsinn, Uneinsichtigkeit, Sklerose. Jedermann weiß – oder könnte es wissen –, daß ein Nutzungsdispens von bisher sieben Geschossen auf neuerdings zwölf, auch wenn sich von denen vier unter Terrain und zwei als dem Straßenblick verborgen bleibende aufgesetzte Obergeschosse verstecken, eines mit Sicherheit unmöglich macht: nämlich normale Wohnungen. Sie sind auf Grund des hochgeschnellten Bodenpreises schlechthin unbezahlbar. Es müßten also diejenigen, die die Reichweite der Öffentlichen Hand qua Gesetz handhaben, solchem Verlangen nach Hochzoning widerstehen, solange *die in all ihren Teilen bewohnbare und bewohnte Stadt*, die wir die *Europäische Stadt* nennen, deren um keinen Preis zu dispensierendes Existenz-Charakteristikum ist. Sie oder er werden dem Investor den Gefallen nicht tun, daß er ein Zeichen der Stadtverödung setzt – was ja weniger mit der baulichen Erscheinung als mit dem hochgeschnellten Quadratmeterpreis zu tun hat. Sie oder er weiß, daß hier Stadt für anonymes Aktien- oder Kommandantisten-Kapital ausgeschlachtet werden soll. In Frankreich, zum Beispiel, liegt das von vornherein offener: Die Kapitalverwertungsgesellschaft nennt sich dort *Société Anonyme*.

Wie war das überhaupt mit der Standfestigkeit der verarmten Öffentlichen Hand bestellt, die sich ja nicht nur im gesetzestreuen Verwalten erschöpft, sondern vorgängig wie vorrangig Gesetze formuliert und in Geltung setzt? Hat sie etwa dafür gesorgt, daß die mit subventionierten Bodenpreisen begünstigten und von mancherlei Abgaben verschonten Hersteller von spekulativ angehäuften Gewerbe- und Büroraum nicht auch ihre Leerstände noch steuerlich begünstigt sehen dürfen? Hat sie per Gesetz und Verwaltungsverfügung die Investoren zu *deren* Verantwortung für Stadt – oder auch Landschaft – in angemessener Weise an-

gehalten? Ich sehe da nur Freibriefe. Auch was die Nutzbarkeit der unbedenklich massierten Bauten betrifft.

Ich brauche die Beispiele hier nicht fortzuführen. Sie sollten ja nur zeigen, daß bereits die bescheidenen Ziele, die – nach dem ganz sicher endgültigen Scheitern der Sozialutopien seit Thomas Morus – heute einer Vision künftiger Stadt und künftigen Stadtlebens noch unterlegt werden können, immer noch *utopisch* erscheinen müssen. Allein mit den vier „Sekundärtugenden“ – es wäre leicht, noch mehr zu nennen – tut sich unsere Gesellschaft schwer: intellektuelle Aufrichtigkeit – Mut – Maßstabs-Gewissen – Stehvermögen.

Noch einmal die Frage: Was wollen wir? Welche Stadt, Stadtgestalt kann uns als Vision gelten? Welche Idee von künftiger Stadt könnte uns noch von den Stühlen reißen, unsere Phantasie provozieren, an die Arbeit treiben? Welche Stadt-Vision hätte soviel Kraft?

Ein ausuferndes Peachtree-Center wie in Atlanta, zwischen dessen Glastürmen man nächtens nur noch, wenn einem das Leben lieb ist, mittels verglaster Gänge und unterirdischer Passagen kommunizieren kann? Das doch wohl nicht. Oder etwa eine Ansammlung sogenannter Welt-Architektur vom jüngsten technologischen Zuschnitt wie in den Millionenstädten Südasiens? Oder eine Replik der französischen Präsidial-Foren à la Défense? Oder der Nachbau einer solchen Büro-Organie, die unter Margaret Thatcher auf den ehemaligen Londoner Docklands mißlungen ist? Von der Freß- und Vergnügungsödnis zu schweigen, in die Barcelona mit Hilfe etlicher Stararchitekten seine ehemals so heitere mediterrane Wasserfront erst einmal ‚olympiagerecht‘ und nun wohl auf alle Zeit verwandelt hat.

Was können Importe taugen? Eine Hochhaus-Spargel-Plantage wie die Frankfurter genügt für unsere nationalen Belange. Auch ist sie immerhin gewachsen und hat ihren, wenn auch zweifelhaften, ins große Vaterland ausstrahlenden Repräsentationseffekt. Irgendwo muß sich ja das liebe Geld unübersehbar zur Sprache bringen. Aber braucht auch die wiedererweckte deutsche Hauptstadt plötzlich ein ähnlich lockeres Bündel Bürotürme am Alexanderplatz? Und Antworten auf diesen der Stadtregierung abgepreßten formalistischen Investorenaufmarsch in ähnlicher Hochzoning am Bahnhof Zoo und um den kaum glaublichen Planungssirrtum eines Berliner Zentralbahnhofs? Und doch fallen uns Selbstzweifel an.

Wir denken allmählich, von der CAD-Technik und ihren Versprechungen vexiert, wir verpaßten die Zukunft. Inder-tat verpassen wir sie ganz sicher, wenn wir uns nicht wider die nordamerikanischen Wüsten-Glas-Städte wie gegen die südostasiatischen Stadt-Sterilisationen sperren und stattdessen am Wesen der Europäischen Stadt festhalten! So gut es nur gehen will. Und unter Verzichten, die – ein wunderliches Paradoxon – unser Stadtleben in seinem Gleichgewicht, in seiner Ausgewogenheit von Betrieb und Ruhe, Wachheit und Kontemplation, Arbeitslust und Müßiggang, Krach und Stille, Rhythmus und Statik dereinst zu einem – möglicherweise weltweit – beneideten Phänomen machen könnten. Diese Vision – zum Beispiel für Berlin – aufzurichten, in die Blicke zu bringen, die Kräfte darauf zu lenken, basiert auf einem vergleichsweise schlichten Rezept. Es heißt „Gegebenheiten zu Gelegenheiten machen“. Und damit habe ich wiederum wörtlich Julius Posener zitiert. Er fährt fort: „Strukturen aus dem Boden heraus-schießen lassen, wo sie wachsen wollen.“ Damit meint er nichts anderes als den Umbau der vielen Nicht-Städte einer Agglomeration zu vollständigen kleinen Städten; er meint die pfiffige Interpretation von Orten, die bislang nichtssagend an Rändern und Ausfallstraßen liegen; er meint damit selbst noch das Aufgreifen der Chance, die ein von aus-ufernder Bebauung überfallenes Dorf mit seiner noch identifizierbaren Dorfaue dem Städtebau eröffnet. Und kein Zweifel, er hat da auch die von ihm so geliebte Zehlen-dorfer Rehwiese im Auge, doch eben nicht allein als physische, stadtlandschaftliche Gegebenheit, sondern auch als eine kulturelle, einem präzise zu bestimmenden Lebensstil und Kunstwollen zu verdankende Gegebenheit. Und hier nun weitergehen, die latent am Ort vorfindlichen Eigenarten und Kräfte zu neuer, gegenwärtiger Entfaltung bringen und dies in ganzer Länge und Breite der großstädtischen Agglomeration: Es wäre eine Ära der *strukturellen* Stadt-planung angebrochen.

Die verlebten Stadtsplitter werden zu Figuren geordnet, jede unterschieden von der anderen, jede ein bestimmtes Lebensgefühl, eine mikrokulturelle Identität bezeichnend. Die Familienheime fallen nicht mehr aus der Grundstück-Streubüchse, und der Mietwohnungsbau verliert seinen Fürsorge-Geruch. Die Arbeitsplätze sind weitgehend in die selbständigen Nachbarschaften integriert. Es gibt Binnenwege und Binnenstraßen; es gibt Verkehrsschlaufen, die Stadtwege und zugleich Ränder und Grenzen des stadtwei-

ten inneren Gefüges sind. Die Begehrlichkeit von Staat und Konzernen, *zentral* Macht auszuüben und optisch vorzuzeigen, ist auf Hungerrationen gesetzt.

Dafür zeigt die Stadt nun überall ihre Glieder und ist selbst lebendig gegliedert in deutlich unterschiedene Bebauungs-züge und Grünfinger. Und ist doch immer noch die gewachsene Stadt. Sie hat nichts anderes getan, als sich aus den in ihr angelegten topographischen, baulichen, sozialen, kulturellen Strukturen ein persönlicheres Gesicht zu holen, statt von irgendwoher Masken auszuleihen.

Stadträumliche Disposition geht dem bloßen Ansagen von Ausnutzungsziffern voran, kooperativ strukturierte Aktivitätsknoten lösen die hirnlos geplanten Konsumzentren ab, in denen Urbanität zu einem hohlen Kadaver verblutet.

„Aus Gegebenheiten Gelegenheiten machen“: es handelt sich darum, sagte Julius Posener, die heutige Stadt *„erhaltend zu entwickeln“*. Oder, mit einem Wort, um einen „schöpferischen Städtebau“, durch den die unter dem Diktat des Finanzkapitals absterbende Europäische Stadt wieder zum Leben erweckt werde. Denn: „Ein heiliger Schrecken beginnt sich der Menschen zu bemächtigen, seit sie sehen, daß die Übermacht einer Wirtschaft, deren Bedingung das Wachstum ist, die Grundlagen des Lebens antastet, und daß ihre im Erfolg wie in der Krise unablässig erhobene Forderung an uns, daß wir unseren Lebensstandard verbessern, eine Welt schafft, unwirklicher als jede Utopie. Predigen wir also die Veränderung, arbeiten wir für die Veränderung ...“ Julius Posener 1976, vor zwanzig Jahren.

Er stand nicht allein auf der Berliner Flur mit solchen – unseren Stadtregierenden in ihrem Hochmut wahrscheinlich ziemlich lächerlich erscheinenden – Hinweisen. Berlin kannte ja auch zuzeiten noch einen Hans Scharoun – wie in den zwanziger Jahren einen Martin Mächler, einen Martin Wagner. Sie alle wußten, daß eine Millionenstadt inmitten trockengelegter Sümpfe, dicht am Rande des Oderbruchs und der endlos sich dehnenden Pampas im europäischen Osten nicht so tun darf, als sei sie wesenlos. Als sei dieses Berlin *eine wesenlose Stadt*, die sich mit repräsentativen formalen Witzen, Spekulationsbauten, exzessiver Restauration vollpfropfen läßt.

Unsere Jahre sind schnelllebig; der Zeitgeist ist vergeßlich. Vor zehn Jahren erst flossen Millionenbeträge in eine internationale Bauausstellung Berlin mit dem Hauptthema ‚Die Innenstadt als Wohnort‘. Heute und schon lange: nichts

mehr davon. Die Bodenfrage, das Problem der Bodenrenten, die sozial gerechte Behandlung der Wertzuwächse – zu Ende der sechziger Jahre noch heiß diskutiert; seit zwei Jahrzehnten kein Wort mehr darüber. Die vernichtenden Thesen, mit denen eine „Metapsychologie des Komforts“ uns zuvor schon erschreckte, sind ins Schweigen zurückgefallen.

Und so ist auch mein Verdacht nicht unbegründet, daß, wie einige seiner jüngeren Äußerungen verraten, Julius Posener einer der ganz wenigen in der Stadt war, die sich anlässlich der Erinnerungen an Scharouns hundertsten Geburtstag noch einmal aufmerksam mit dessen Texten beschäftigt haben. Wenn er dabei auf Sätze wie die folgenden gestoßen ist, muß er gedacht haben, er läse sich selbst:

„Gewohnheit verdirbt, der Mensch resigniert vor der fortschreitenden Differenzierung des eigenständigen Wesens der Stadt. Offenbar kommt es – in Umstellung des Goethe-Wortes – ‚nur auf das Resultat des Lebens und nicht mehr aufs Leben im Leben an‘. So ist auch die Aufgabe des Stadtplaners an Resultate gebunden und nicht mehr auf Vorgänge abgestellt, welche überhaupt erst Inhalte der Planungsstruktur sein können, damit im Kleinen immer das Ganze, das Idee und Wirklichkeit umfängt, strukturell gestaltet wird. Die zweckhaften Lösungen des Augenblicks überwiegen (heute) das Walten eines Prinzips. Eine Folge dessen scheint die Abdankung der Architektur zugunsten der Selbstdarstellung perfektionierter Technik zu sein ...“

Diese letzte Vermutung kann uns heute fast in Rührung versetzen, wenn wir bedenken, daß sie Scharoun 1954 geäußert hat; wohl überrascht, was doch die Kriegstechnologie indirekt auch für das Bauen angeschoben hatte. Mehr noch aber müßte das Staunen bei uns selbst sein, das Staunen darüber, daß im gleichen Atemzug und ohne Umschweife konstatiert wird, daß eine strukturelle Planung – die die formal-ästhetische und normativ-obrigkeitliche abzulösen im Begriffe sei – Energien und Raum neu aufeinander beziehe. Wörtlich: „Rational oder irrational bedingte Wirkkraftpunkte machtpolitischer oder geistespolitischer Tendenz führen als innere oder äußere Wirkfaktoren zu flächenhaften Bezügen.“ Das heißt: Politik, wie sie sich auch nenne, mischt sich längst in eine nur ordnende Fachplanung bestimmend ein. Ich frage: Wie konnte, was mit solchen Hinweisen und Merksätzen wieder Geist und Besinnung in eine gänzlich veräußerlichte Stadtplanung – Notstandsplanung war sie damals noch zu nennen –

hineinzubringen suchte, ohne nachhaltiges Echo bleiben? Angst vor Untüchtigkeit? Angst vor Einmischung in pragmatisch geübte Entscheidungsabläufe? Angst vor dem Pensum, das sich aus den philosophischen Einsichten in die Wesenheit der Europäischen Stadt zwangsläufig ergeben würde?

Feststeht, daß es nach dem Krieg nicht gelungen ist, Stadt-Wesen und Denk-Wege effektiv zu verschränken. Das ist – wahrscheinlich – die Schuld meiner Generation, genauer: jener Jahrgänge der verführten und betrogenen Kinder. Wir haben es nicht geschafft, unseren physischen Hunger und Durst länger auszuhalten als unseren geistigen. Wir waren zu schnell wieder satt und sowieso schon nur noch die Hälfte. Voller Ungeduld in eine plötzlich offene Zeit entlassen, haben wir einem Bernoulli, Schumacher, Taut, Scharoun und sicher auch Posener nicht lange und aufmerksam genug zugehört. Und so haben wir unsere Rolle als Mittler über die zwölf Großdeutschen Jahre hinweg eigensinnig verspielt. Natürlich, es ist jedermanns Recht, *nicht* zuzuhören.

Nun aber mag der Manchester-Liberalismus, der über uns gekommen ist, mit seinen rabiaten Folgen signalisieren, daß wir auch in den Städten Leute brauchen, die sich Zeit nehmen, ausgespülte Steine sorgfältig wieder in die Straße zurückzustecken, und die wissen, daß der Kranichzug nicht käuflich ist, sondern ebensolche Liebe kostet.

Ich weiß nicht, ob diese Umschreibung taugt. Verstehe sie wer kann: Genau solche Leute brauchen wir. Sehen wir uns an. Es verschafft uns heute, in dieser Stunde, erst einmal Trauer. Wir wußten einen solchen Menschen unter uns.

Karl Kraus hat es Peter Altenberg nachgerufen. Ich denke, er hätte es auch Julius Posener, dem kleinen hellwachen Mann mit dem altmodischen hölzernen Zeigestock hinter einem immer viel zu großen Pult, nachgesagt:

„Ein Narr verließ die Welt, und sie bleibt dumm.“